

JANITA-MARJA JUVONEN IST EINE
STADTFÜHRERIN IN ESSEN UND
ZEIGT ORTE, WO MENSCHEN LEBEN,
DIE KEIN ZUHAUSE HABEN. SIE WAR
EINE VON IHNEN VON ANNETTE LÜBBERS

UNTER DER

Wenn Janita-Marja Juvonen den Teilnehmern und Teilnehmerinnen ihrer Stadtführungen rund um den Essener Hauptbahnhof ihr »altes« Wohnzimmer zeigt, dann gibt es dort nichts zu bestaunen, was man gemeinhin in deutschen Stuben findet: Sofas, Kommoden, Schränke, Bücher, Lampen, Nippes. Für nichts davon hätte die 43-Jährige damals Verwendung gehabt. Ihr »Wohnzimmer«, das war die mit bunten Graffiti bemalte Brücke im Waldthausenpark. Dort, wo heute ein Kinderspielplatz ist. Hier schlief sie acht lange Jahre auf einer leichten Betonerhöhung unter dem Brückenpfeiler. Geschützt vor Regen – das allein war schon ein Segen. Aber Schutz vor Kälte oder Hitze, vor dem Dunkel der Nacht, vor den nie ruhenden Geräuschen einer Großstadt oder vor den gaffenden Blicken ihrer Mitmenschen gab es hier nicht. Kein Mindestmaß an Intimität. Kein Minimum an Geborgenheit, das eine Wohnung, und sei sie noch so klein oder noch so schäbig, vermitteln kann. »Mein Glück war damals, als ich gerade von Berlin nach Essen gekommen war, einen Kollegen zu haben, mit dem ich gemeinsam unsere Schlafplätze verteidigte. Denn natürlich wollten an dieser Stelle auch andere wohnungslose Menschen Unterschlupf suchen«, erzählt die Frau mit den tätowierten Armen, der markanten schwarzen Brille und dem kurzen Irokesenhaarschnitt.



Janita-Marja Juvonen, Straßenname JJ – JayJay –, wurde mit anderthalb Jahren adoptiert. Ihre leiblichen Eltern waren drogenabhängig und durften ihr Kind nicht behalten. Mit der Adoption verlor das Mädchen auch seinen Namen und damit, sagt sie heute, auch ihre Identität. Erst viele Jahre später hat sie sich ihren Geburtsnamen erstritten. »Schon früh habe ich gespürt, dass sie nicht meine Eltern waren. Mama. Papa. Die Worte passten nicht auf meine Adoptiveltern, die wohl auch besser keine geworden wären. Wenn sie nicht mehr weiterwussten, dann haben sie mich – vielleicht aus Hilflosigkeit – geschlagen«, erinnert sich Janita-Marja Juvonen und nippt an ihrem koffeinfreien Kaffee in einem Innenstadt-Café. Mit elf Jahren kam sie das erste Mal in ein Kinderheim und danach immer wieder. Das junge, verzweifelte Mädchen suchte überall Hilfe: bei Lehrern, der Polizei, beim Pastor. Niemand wollte dem Teenager zuhören, stattdessen steckte man sie in die Psychiatrie. Mit 14 Jahren lief sie das erste Mal weg – und wurde wieder eingefangen. Mit 16 Jahren – da hatte sie ihren Hauptschulabschluss in der Tasche und war nicht mehr schulpflichtig – suchte sie niemand mehr.

Janita-Marja Juvonen zieht einen alten, zerknitterten Zeitungsbericht aus ihrem Rucksack. Ein junges Mädchen mit zerzausten blonden Haaren unter einer Decke ist dort zu sehen. Sie trägt eine schwarze Lederjacke, in der rechten Hand hält sie eine Zigarette. Der Blick: leer.

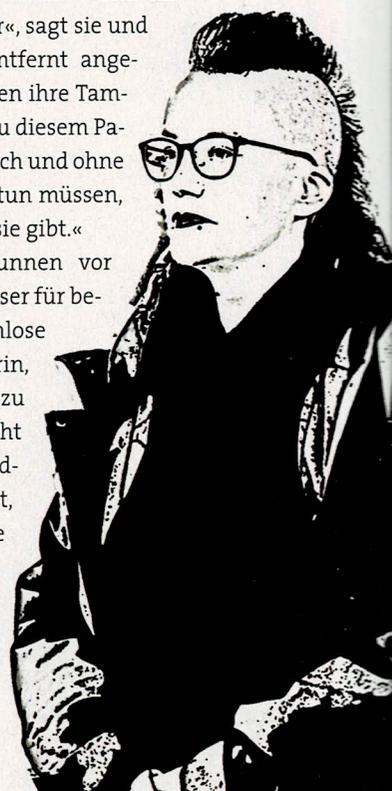


Ein Zeitungsausschnitt von damals, als Janita noch obdachlos war

Nicht der Hauch eines Lächelns spielt um ihre Mundwinkel. Der Titel: »Ihre traurige Welt«. Nachdenklich betrachtet Janita-Marja Juvonen ihr früheres Selbst: »Damals war ich 18, 19 Jahre alt – und mein Leben, wenn man das so nennen kann – eigentlich schon zu Ende.« Einen Moment bleibt es still, dann stopft sie den Zeitungsausschnitt energisch zurück in den Rucksack und läuft weiter. Laufen ist ohnehin das Beste für sie. Janita-Marja Juvonen hat Durchblutungsstörungen in den Beinen, ihre Venenklappen sind »geschrottet«. Langes Sitzen fällt schwer. Langes Liegen auch. Die Amputation ihres rechten Beins konnte damals gerade so verhindert werden. Laufen – das geht. Laufen durch ihre Stadt, die ihr so etwas wie Heimat oder Geborgenheit nie vermittelt hat.

Ein Leben auf der Straße: Was das bedeutet, kann wohl niemand ermessen, der es nicht am eigenen Leibe erlebt hat. »Schauen Sie mal dorthin«, sagt Janita-Marja Juvonen und deutet auf eine verdreckte Stelle am Nebeneingang des Essener Hauptbahnhofs. Essensreste, Pappbecher, Zeitungsreste, Plastikmüll. Inmitten der Verwahrlosung steht ein mit Farbe beschmiertes, metallenes Pissoir – nach oben hin offen. Hier seine Notdurft verrichten zu müssen – ein furchtbarer Gedanke. »Das kam damals hierhin, nachdem ein Hotel in Sichtweite sich über urinierende Männer beschwert hatte. Aber können Sie sich vorstellen, hier Ihr Geschäft zu machen? Sozusagen vor den Augen der Passanten?«, fragt Janita-Marja Juvonen. »Und als Frau ist das noch einmal schlimmer«, sagt sie und verweist auf den einige Meter entfernt angebrachten Mülleimer. »Frauen müssen ihre Tamppons oder Binden für alle sichtbar zu diesem Papierkorb tragen. Das ist unmenschlich und ohne jede Würde für die Frauen, die das tun müssen, weil es keinen geschützten Ort für sie gibt.«

Nächster Halt: ein Springbrunnen vor dem Hauptbahnhof. Kein Trinkwasser für bedürftige Menschen, aber obdachlose Menschen, sagt die Stadtführerin, nehmen sowieso zu wenig Wasser zu sich. Sie selbst trank zuletzt nicht mehr als einen Becher pro Tag. Schädlich für die Gesundheit, aber gut, wenn man keinen Platz für seine Notdurft findet. Schnorren, Zeitungen austragen oder Klauen, mehr Erwerbsmöglichkeiten bleiben den Menschen auf der Straße



kaum. »Klauen, das konnte ich nicht. Ans Betteln gewöhnt man sich. Einmal habe ich ein Puddingteilchen gegessen, von dem ich wusste, dass es nicht mehr gut war. Ein Horror. Denn mit das Schlimmste, was Menschen ohne Obdach passieren kann, sind Magen-Darm oder eine Blasenentzündung zu bekommen.« Kein Wunder, dass Janita-Marja Juvonen schließlich mit 30 Kilogramm Körpergewicht in ein Krankenhaus eingeliefert wurde. Da war sie 28 Jahre.

Aushalten kann man dieses Leben nur, sagt heute die 43-Jährige, wenn man psychisch total abstumpft. »Das Gehirn schaltet einfach ab. Selbst bei denen, die ohne Alkohol und Drogen zu überleben versuchen. Irgendwann fühlt man einfach nichts mehr. Auch nicht die Augen, die dich anstarren, oder die Augen, die blicklos durch dich hindurchgehen, als wärest du gar nicht da. Und in einem gewissen Sinne bist du das ja auch nicht.« Sie erzählt von einem Journalisten, der sie einmal lesend unter der Brücke angetroffen habe. »Ich konnte fast hören, wie er sich innerlich fragte: Was – die kann lesen? Dabei gibt es nicht wenige Wohnungslose, die sogar einen akademischen Grad erworben haben. Bildung, das kann ich ihnen versichern, schützt nicht davor, in unserer Gesellschaft ganz unten anzukommen.«

Plötzlich bleibt Janita-Marja Juvonen stehen: »Schauen Sie mal, sehen Sie das, was ich sehe?« Sie zeigt auf eine Bushaltestelle. Unter dem Fahrplan eine massive, glänzende Metallstange. »Das machen Kommunen extra. Ein Ort zum Warten, ohne Sitzgelegenheiten. Das sind die versteckten Barrieren für wohnungslose Menschen, damit diese es sich nirgendwo in der Stadt halbwegs bequem machen können. Solche versteckten Barrieren finden sich überall in der Innenstadt.«

Kein Wunder, dass die Frauen und Männer ohne Wohnung sich scheuen, überhaupt städtische Ämter aufzusuchen. Keine Arbeit ohne Wohnung. Keine Wohnung ohne Arbeit. Zwar gibt es auch für Menschen ohne festen Wohnsitz das Recht auf Sozialleistungen, aber dafür ist ein gültiger Personalausweis vonnöten. »Das habe ich vier Jahre versucht. Der vorläufige Ausweis wurde bezahlt, der endgültige aber nicht. Dann heißt die Frage: Ausweis oder Essen. Wer würde sich da nicht fürs Essen entscheiden?«

Ein Leben auf der Straße! Freiheit und Abenteuer? Janita-Marja Juvonen schüttelt den Kopf. »Im Fernsehen gibt es manchmal Reportagen über wohnungslose Menschen, die so zusammengeschnitten werden, dass der Verdacht entsteht, die Menschen leben freiwillig so. Aber das ist extrem unglaubwürdig. Ich kenne niemanden, der sich dieses Leben aussuchen würde, wenn er eine Alternative hat.« So, wie sie auch lange glaubte, keine zu haben. Dann denkt sie an den jungen Mann, der sie damals beschützte. »Bis heute setzt es mir zu, dass ich nicht weiß, was aus ihm geworden ist. Eines Tages war er einfach weg. Das geschieht oft, wenn eine Stadt mal wieder entscheidet, Obdachlose von ihren Plätzen zu vertreiben.«

Der Weg zurück in ein halbwegs normales Leben ist weit. Die erste eigene Wohnung war eine Bruchbude mit vier Wänden, aber immerhin mit Meldeadresse. Schlafen konnte sie dort nicht, denn nach so vielen Jahren ohne festes Obdach hielt Janita-Marja Juvonen es in geschlossenen Räumen einfach nicht mehr aus. Die Straßenkontakte waren weggebrochen und neue Kontakte nur schwer herzustellen. »Menschen, die ein Leben auf der Straße geführt haben, können nicht einfach mal so in die Normalität zurückkehren. Viele von uns haben traumatische



Hier seine Notdurft verrichten zu müssen – ein furchtbarer Gedanke

Erfahrungen gemacht, leiden unter Konzentrationsstörungen, sind nicht fähig, anderen Menschen offen und vertrauensvoll zu begegnen, haben Probleme, sich irgendwo angenommen und sicher zu fühlen.« All das kennt auch die so besondere Stadtführerin. Und sie weiß, wie es sich anfühlt, sich selbst als geschlechtslos wahrzunehmen, weil man auf der Straße keine Frau sein kann. Oder ständig das unpersönliche Wort »man« zu benutzen, weil »man« weniger weh tut als »ich«.

Seit einigen Jahren wagt es die 43-Jährige wieder, »ich« zu sagen. Schwieriger ist das »wir« für einen Menschen, der wirkliche Zugehörigkeit kaum erlebt hat. Aber auch das hat sie geschafft. Seit zehn Jahren hat Janita-Marja Juvonen einen Freund. Arbeiten darf sie nicht, weil sie eine Erwerbsunfähigkeitsrente bezieht.

Aber sie arbeitet dennoch – ehrenamtlich. Sie führt Menschen und geschlossene Gruppen zu den Orten, an denen sie entwurzelt und für andere unsichtbar gelebt – oder besser: existiert – hat. Sie geht in Schulen und zeigt Kindern und Jugendlichen, was es heißt, ohne die Geborgenheit einer Familie und eines Zuhauses zu leben. Sie hält Vorträge, verfasst Artikel für ihren Blog »Einmal Absturz und zurück«, und sie schreibt an einem Buch. Ein Buch, in dem es nicht nur um ihre Geschichte

gehen wird, sondern auch um Aufklärung. Und sie hat Träume: Noch einmal das Grab ihrer leiblichen Mutter besuchen und die verlorene Muttersprache – Finnisch – besser zu lernen. Smalltalk auf Finnisch, das klappt prima. Finnische Lieder versteht sie, wenn sie entspannt ist und nicht nachdenkt. Sie will sich weiter mit ihrer Muttersprache beschäftigen, weil die Sprache der Eltern eben auch das ist: Heimat, Wurzeln, Identität. ◀

Die erste eigene Wohnung war eine Bruchbude. Schlafen konnte sie dort nicht, denn nach so vielen Jahren ohne ein Zuhause hielt sie es in geschlossenen Räumen nicht mehr aus